

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 62 (1982)  
**Heft:** 4

**Buchbesprechung:** Das Buch

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Das Buch

## B. TRAVEN – «DAS GEHEIMNIS DES JAHRHUNDERTS ENTDECKT» – UND RÄTSELVOLLER DENN JE<sup>1</sup>

*Jede Lösung eines Problems  
ist ein neues Problem.*

*Goethe zu Kanzler von Müller*

Shakespeare verschwindet hinter seinem Werk; als Privatmann – so das Fazit der Psychobiographie von Norman N. Holland – muss er so unbemerkenswert und uninteressant gewesen sein wie die Nachbarn in seinem Provinznest auch, während seine Werke jede Generation ihr Rätsel aufs neue empfinden lassen: *Hamlet* bleibt die Mona Lisa der Weltliteratur. Faszinierender fast ist der umgekehrte Fall: die Überschattung des Werks durch das Rätsel der Persönlichkeit seines Autors. Rimbauds Untertauchen in der abessinischen Wüste wäre für manche ein solcher Fall oder auch T. E. Lawrences Flucht, auf der Höhe seines Ruhms, in die Anonymität der Royal Air Force. Unübertroffen jedoch ist in dieser Hinsicht «B. Traven». Seine Werke sind zwar in Millionenauflagen und in Dutzenden von Sprachen über die ganze Erde verbreitet; mehr im Gespräch als die Romane, deren literaturwissenschaftliche Erkundung noch ganz in den Anfängen steckt, war und ist indessen das Rätsel der Identität ihres Autors – heute mehr denn je. «Das grösste literarische Geheimnis dieses Jahrhunderts» hat Paul Theroux ohne Übertreibung am 22. Juni 1980 in der Londoner *Times* diesen Fall genannt (S. 44) – den Fall jenes mysteriösen Verfassers von Werken wie *Das Totenschiff* (1926), *Der Schatz der*

*Sierra Madre* (1927) und dem 1940 in einem Exilverlag in Amsterdam erschienenen mexikanischen Revolutionsroman *Ein General kommt aus dem Dschungel*, der gleich nach 1945 zu einer der ersten Neuerscheinungen zählte, die in deutschen Buchhandlungen auslagen, nachdem die Nationalsozialisten den Verfasser, der in den zwanziger Jahren unter nie geklärten Umständen im mexikanischen Urwald verschwunden war, mit dem Verbot seiner Bücher geehrt hatten.

Wer also ist der Geheimnisvolle, der sich auf der Titelseite seiner Bücher B. Traven nannte? Wer der Mann, der – nach wie vor! – als einer der genialsten und erfolgreichsten Mystifikateure der Weltliteratur zu gelten hat, der die Legendenbildung zur hohen Kunst erhob mit seinen mindestens zwei Dutzend Pseudonymen und mehreren «authentischen» Biographien, die sich gegenseitig widersprechen? Wer ist der Mann, der in der englischen Urfassung des *Totenschiffs* die folgende Passage schrieb – und ausstrich, möglicherweise, weil sie etwas – aber was? – von seinem Geheimnis preisgab? Die Sätze wurden erstmals in Jonah Raskins gleich noch zu nennendem Buch aus dem Nachlass veröffentlicht:

*Great men always have some secret as to their personality, always have something to hide as to their past. Not necessary that this secret has to be a murder or a holdup. Nevertheless, it is his secret that gives a great man a*

*shade of mystery which is essential for his power over the average* (S. 114).

Wer ist der Mann, den keiner kennt und von dem jeder spricht – seit Jahrzehnten, vor allem aber seit einigen neueren Büchern: seit Gerd Heidemanns aufregenden Recherchierabenteuern und Vermutung der Abstammung Travens von Kaiser Wilhelm II. (*Stern*, 7. Mai 1967, vervollständigt als Buch: *Postlagernd Tampico. Die abenteuerliche Suche nach B. Traven*, München: Blanvalet, 1977), seit Jonah Raskins Erlebnisbericht *My Search for B. Traven* (New York: Methuen, 1980) und mehr denn je seit der aufsehen-erregenden Fernsehsendung des BBC vom 19. Dezember 1978, deren Inhalt mittlerweile als Buch erschienen ist, das als Abenteuerbericht eines Detektiv-Biographen jedem guten Kriminalroman den Rang abläuft: *The Secret of the Sierra Madre. The Man Who was B. Traven* von Will Wyatt (Garden City, New York: Doubleday, und London: Jonathan Cape, 1980).

«A Mystery Solved» lautet der Titel der britischen Fernsehsendung, aber «gelöst» war das Rätsel der Identität des geheimnisumwitterten grossen Unbekannten natürlich schon immer, auf sehr verschiedene Weise: als Jack London, der seinen Selbstmord 1916 eben nur vorgetäuscht haben soll, hat man Traven «enthüllen» zu können geglaubt oder auch als Ambrose Bierce, der 1913 auf Nimmerwiedersehen über die mexikanische Grenze ging, als den mexikanischen Staatspräsidenten Adolfo López Mateos und den deutschen Seemann und Abenteurer August Bibeljé, als einen menschen-scheuen Leprakranken im mexikanischen Busch und ein multinationales Schriftstellerkollektiv in Honduras, als

einen slowenischen Schafhirten und schliesslich natürlich, wie sich allmählich herumspricht, als den Anarchisten und Herausgeber der Zeitschrift *Der Ziegelbrenner* (1917–1921), der unter dem falschen Namen Ret Marut an der bayrischen Räterepublik beteiligt war und dann am 1. Mai 1919, von Weissgardisten bereits festgenommen, aus München floh, steckbrieflich gesucht, aber nie wiedergesehen wurde. (Vgl. *Ziegelbrenner*, III: 18/19, S. 14 bis 20.)

Traven = Marut? Eine Gleichung zwar aus zwei Unbekannten, die den Legendenumwobenen in den Kreis um Erich Mühsam, Ernst Toller, Oskar Maria Graf, Eugen Leviné und natürlich Kurt Eisner rückt, den Kreis, der vor kurzem seine erste zusammenfassende Darstellung gefunden hat in Hansjörg Viesels *Literaten an der Wand. Die Münchner Räterepublik und die Schriftsteller* (Frankfurt: Büchergilde Gutenberg, 1980) – eine Identifikation aber doch, die nicht nur weniger phantasievoll ist als die übrigen, sondern auch heute als bewiesen gilt. Unantastbar ist sie vor allem, seit Rolf Recknagels *Beiträge zur Biographie des B. Traven* (Berlin: Guhl, 1977, Erstfassung 1966) die in diese Richtung gehenden Vermutungen Erich Mühsams mit Akribie bestätigt haben und seit die Witwe des 1969 gestorbenen Traven im *Los Angeles Times Calendar* und sonstwo auf Wunsch des Toten bekanntgeben liess, dass dieser, der sich in seinen letzten Jahren stets als Hal Croves und literarischer Agent B. Travens ausgegeben hatte, tatsächlich mit Ret Marut identisch gewesen sei (13. April 1969, S. 12).

Diese Enthüllung jedoch hat das

Faszinosum der Persönlichkeit nur noch gesteigert: die romantische Vorstellung von der totalen Selbstaufhebung der Persönlichkeit, vom Auswechseln des Ich in radikalem Neuanfang, vom Untertauchen des «Asphaltliteraten» in exotischer Wildnis wurde unwiderstehlich. B. Traven avancierte in den deutschsprachigen Ländern wie auch in Amerika zur Kultfigur nicht nur der «entfremdeten» jungen Generation und der Lehnstuhl-Abenteurer; auch in der «Heldengalerie» des von Peter Glotz und Wolfgang R. Langenbucher herausgegebenen Schüler-Lesebuchs *Vorbilder für Deutsche* (München und Zürich: Piper, 1974) nimmt Marut/Traven einen Ehrenplatz ein. Ja, selbst der Literaturwissenschaftler, den seine *malformation professionnelle* einem solchen Phänomen gegenüber zur Zurückhaltung programmiert, nimmt teil an dem *neuen* Mysterium, das sich nach der Erledigung des alten Rätselratens durch die Bestätigung der Identität von Marut und Traven auftrat. Denn dadurch, dass der vergessene Anarchist, der sich Ret Marut nannte, nun auf einmal am Weltruhm des endlich aus dem Dschungel gekommenen Traven partizipiert, stellt sich um so irritierender die literaturwissenschaftlich-biographische Frage, die weder Recknagel in Leipzig noch die Witwe in Mexico City, Señora Rosa Elena Luján, zu beantworten vermochte: wer war der Mann, der das Pseudonym Ret Marut wählte? Wer war der Herausgeber des *Ziegelbrenners*, der erstmalig 1907 unter dem Namen Ret Marut greifbar wird, als er nämlich als Regisseur und herzlich unbedeutender Schauspieler am Stadttheater Essen auftaucht, um dann in den nächsten zehn Jahren auf ver-

schiedenen deutschen Provinzbühnen als jugendlicher Liebhaber aufzutreten? Wer war «Marut» also *vor* 1907? Götz Ohly, Maruts 1958 gestorbener Freund aus der *Ziegelbrenner*-Zeit, in dessen Berliner Wohnung Marut Ende 1921 auf der Flucht Unterschlupf fand, hat 1949 lediglich dies verlauten lassen, dass Marut/Traven «triftige Gründe hat, im verborgenen zu leben: diese Gründe (die also mit der Beteiligung an der Räterepublik nichts zu tun haben) hatte er schon in München», und Recknagel, der dies nach Ohlys Originaltext (*Münchener Stadtanzeiger*, 1949, Nr. 8, S. 4) berichtet, fügt 1977 hinzu: er selbst sei Ende 1976 «durch einen Zufall auf die ‚Fährte‘ von Marut/Traven geraten», habe aber der Witwe versprochen, «vorerst» nichts darüber zu veröffentlichen. «Denn: RM/BT hatte in der Tat ‚triftige Gründe‘ im Schatten des Busches zu bleiben» (S. 372).

Um so unwiderstehlicher die Frage: wer war Ret Marut? Das also ist – spätestens seit 1969 – im genaueren Sinn «das grösste literarische Geheimnis dieses Jahrhunderts».

«Gelöst» hat es (so auch Paul Theoux und der *Observer*, 22. Juli 1980, S. 29) der Programmdirektor des BBC, Will Wyatt in seiner Fernsehsendung und in seinem Buch über den «Mann, der Traven war». Die – anfechtbare – Antwort ist eine internationale Sensation, nicht zuletzt auch darum, weil man immer noch darüber diskutiert, ob B. Traven in die deutsche Literaturgeschichte gehöre oder in die amerikanische. Bis 1980 schien es in dieser Frage sicherer, auf das amerikanische Pferd zu setzen (Michael L. Baumann, *B. Traven. An Introduction*, Albuquerque, N. M., 1976; Donald O. Chankin,

*Anonymity and Death*, University Park, Pa., 1975). Wenn Wyatt recht hat, ändert sich auch das.

Den Durchbruch zu Wyatts Entdeckung der «wahren» Identität Maruts vermittelte die rezente «Freedom of Information»-Akte der amerikanischen Regierung. Gemäss den Bestimmungen dieser Gesetzgebung wandte sich Wyatt (wie kurz vorher schon Raskin, der ihn auf diese Spur wies) an das amerikanische Aussenministerium mit der Bitte um Einsicht in die Akte Marut/Travens, der ja immer seine amerikanische Staatsbürgerschaft behauptet hatte. Zunächst geht aus dieser Akte hervor: der Schauspieler Marut, der 1912 der Polizei in Düsseldorf auf einer Meldekarte für Ausländer seinen Geburtsort als San Franzisko und seine Staatsangehörigkeit als «England» angegeben hatte (bei Kriegsausbruch zu «Amerika» geändert [Recknagel, S. 52–53]), hat sich 1915 beim Gesundheitsamt in San Franzisko um eine Kopie seiner Geburtsurkunde bemüht – vergeblich, da alle Geburtsurkunden beim Erdbeben 1906 verbrannten (Wyatt, *New Yorker* Ausgabe, S. 267); im März 1917 beantragte er beim amerikanischen Vizekonsul in München einen amerikanischen Pass (Geburtsort San Franzisko) – vergeblich, da der mit starkem Akzent Englisch Sprechende den Beamten nicht von seiner behaupteten Nationalität zu überzeugen vermochte (S. 272); ebenso erging es ihm im April 1917 bei einem nochmaligen Versuch (Geburtsort San Franzisko) in Holland (Raskin, S. 242).

Auf des Rätsels «Lösung» führt ein weiterer Versuch Maruts, im Winter 1923/24, sich amerikanische Papiere zu besorgen, diesmal über die amerikanische Vertretung in London, die

sich daraufhin mit der Bitte um Instruktionen nach Washington wandte (Wyatt, S. 273–274). Ein Brief vom 22. Januar 1924 von Boylston A. Beal von der amerikanischen Botschaft in London an Norman Armour, einen Mitarbeiter eines Unterstaatssekretärs im amerikanischen State Department, berichtet in dieser Angelegenheit: der angebliche Amerikaner Ret Marut, der behauptete, 1882 in San Franzisko geboren zu sein, und in London mit «kommunistischen Kreisen» Verbindung habe, befände sich im Gefängnis Brixton wegen Verletzung der Ausländer-Meldepflicht. Er habe mittlerweile «bekannt» («confessed»), sein wahrer Name sei Herman(n) Otto Albert Max Feige, 1882 in Schwiebus, Deutschland, als Sohn einer Fabrikarbeiterin («mill hand») und eines Töpfers («potter») geboren. Er sei im Sommer 1923 auf der Durchreise nach Kanada nach England gekommen, aber wegen unzureichender Papiere aus Kanada nach England zurückgeschickt worden. Nachforschungen der deutschen politischen Polizei in Berlin und Schwiebus seien ergebnislos verlaufen. Dennoch habe der Häftling eine derart gute Ortskenntnis bewiesen, dass es offensichtlich sei, dass er irgendwelche Beziehungen zu Schwiebus gehabt habe («apparent that he has had some connection there», S. 275). Ein Photo Maruts, das Beal beilegte und auf dem er eine Ähnlichkeit mit «a well known German» wahrnehmen zu können glaubte (mit Kaiser Wilhelm?), ist in der amerikanischen Ausgabe von Wyatts Buch als Nr. 30 wiedergegeben; weitere Photos (die keineswegs an Wilhelm II. erinnern) machte Wyatt im englischen Innenministerium ausfindig (Nr. 26, 27). Andere Unterlagen des

englischen Home Office, die sowohl Raskin (S. 243) wie Wyatt mitteilen (S. 210, 276, 278), ergeben: zur gleichen Zeit, in England also, bediente Marut sich der Pseudonyme Adolf Rudolf Feige, Albert Otto Wienecke, Barker und Arnolds. (Die Kühnheit, englische Namen zu wählen, muss auf eine gewisse Beherrschung der englischen Sprache deuten.)

Der Ausgang der Geschichte im Licht der Londoner Dokumente: am 15. Februar 1924 wird Marut aus dem Gefängnis entlassen (Wyatt, S. 215, 282), noch 1924 (Raskin, S. 243), vielleicht im April (Wyatt, S. 211, 356), verlässt er England, und zwar nach Auskunft des Innenministeriums an Raskin als «fireman» (Raskin, S. 243), als Schiffsheizer – wie sein Double Gerard Gales im *Totenschiff*, das Traven ja selbst 1926 in der *Büchergilde* als selbsterlebt bezeichnet hat (*Das B. Traven-Buch*, Reinbek, 1976, S. 148; doch vgl. Wyatt, S. 338). Und 1924 (im Juni/Juli, meint Wyatt, S. 356) geht Marut in Mexiko an Land. Aber war es Otto Feige, der so nach Mexiko kam?

Für Wyatt steht das fest. Es gelang ihm nämlich in seiner abenteuerlichen Suche nach dem Unbekannten, im Geburtsregister von Schwiebus, dem heutigen Swiebodzin in Polen, festzustellen, dass dort am 23. Februar 1882 tatsächlich ein Hermann Albert Otto Macksymilian geboren wurde, zwei Tage vor dem von Marut auf dem Düsseldorfer Meldeschein und auch sonst (Raskin, S. 242) als eigenes angegebenen Geburtsdatum, und zwar als uneheliches Kind der Fabrikarbeiterin Hormina Wienecke (!). Der Vater, der das Kind drei Monate nach der Geburt anerkannte und die Mutter heiratete,

war Adolf Rudolf (!) Feige (S. 300, 306), von Beruf Töpfer in einer Ziegelei, also auch Ziegelmacher, «Ziegelbrenner» (S. 310)! Das Geburtsregister wies Wyatt schliesslich noch auf die Spur eines 13 Jahre jüngeren Bruders Otto Feiges, den er in Wallensen, Niedersachsen, interviewte. Der Bruder (und eine 1893 geborene Schwester) bestätigte die Existenz eines 1882 geborenen Bruders Otto, wussten aber wenig über ihn, hauptsächlich dies: er habe die sechs ersten Jahre seines Lebens bei den Grosseltern mütterlicherseits in Schwiebus verbracht, sei ein guter Schüler gewesen, habe aber nicht, wie er wollte, Theologie studieren können (vgl. *Ziegelbrenner*, III: 9/14, S. 89), sondern in Schwiebus Schlosserei gelernt, sei 1902–1904 Soldat gewesen, anschliessend eine Zeitlang bei seinen Eltern in Wallensen, wo er als politischer Agitator Anstoss erregt und ca. 1904/5 die Familie verlassen habe. Das einzige, was man noch von ihm gehört habe, sei «after the First World War» ein Brief aus London gewesen, in dem er mitteilte, die britischen Behörden würden ihn aus England ausweisen (S. 318, 335). Photographien von Marut (London 1923) und Traven (Mexiko 1924 ff.) erkannten beide als die ihres verschollenen Bruders (S. 322–323). Sie selbst konnten mit einem etwa 1902 aufgenommenen Profilphoto ihres Bruders Otto aufwarten (Wyatt, Nr. 37).

Ein perfekter Beweis der Gleichung Feige = Marut = Traven? «The full life of this extraordinary man now stands revealed» (S. 5) oder doch nicht? Die Beweiskraft von Photographien muss Ansichtssache bleiben. Zwischen dem letzten Photo Otto Feiges und den Londoner Photos Maruts

(ein früheres von Marut, von 1912, ist sehr undeutlich, Nr. 10) liegen mehr als 20 Jahre. Wie die Geschwister darauf 1978 ihren Bruder erkennen wollen, den sie also mehr als 70 Jahre lang nicht zu Gesicht bekommen haben, zuletzt als neun- bzw. elfjährige Kinder, muss problematisch bleiben. Natürlich *erwarteten* sie, dass die Photos, die Wyatt ihnen vorlegte, die ihres Bruders seien (Wyatt, S. 323). Über die von Wyatt behauptete Identität Maruts und Feiges wussten die Geschwister nichts: nicht, dass er Schauspieler, nicht, dass er Journalist war. Streng genommen, hat Wyatt höchstens bewiesen, dass ein Otto Feige aus Schwibus 1923/24 in London war, und auch dies nur, wenn man voraussetzt, dass es mit dessen Brief aus England an die Familie Feige seine Richtigkeit hat: dass dieser nicht irgendwann «nach dem Ersten Weltkrieg» (Genauerer sagten die Geschwister nicht) abgeschickt wurde, sondern, wie Wyatt ohne weiteres annimmt (S. 335), im Frühjahr 1924, *und* dass es der seit 1904/05 verschollene Otto Feige war, der ihn, als erstes Lebenszeichen nach ca. 20 Jahren, an seine Familie schrieb – er und nicht Ret Marut (der 1948, damals als Señor «Torsvan» in Acapulco lebend, einen eigenen, im Namen «Travens» getippten Brief aus London an die mexikanische Zeitschrift *Mañana* schicken liess, als deren Reporter Luis Spota «Torsvans» Identität mit «Traven» enthüllte: der Brief, der rasch als mexikanisches Produkt enthüllt wurde, besagte, dass der Schreiber, «Traven», in London lebe und mit «Torsvan» nicht identisch sei [Wyatt, S. 156]. Sollte Marut 1923/24 einen ähnlichen Trick versucht haben?).

Also: ganz genau genommen, kann Wyatt nur beweisen, dass Ret Marut sich 1924 als Otto Feige *ausgab*. Ob er dieser wirklich gewesen ist, ist eine ganz andere Frage. Wyatt meint: ja; und die Besprechungen von Wyatts Buch haben seine Indizien-These (Marut = Feige) grossenteils anerkannt. Aber man kann sich zum *advocatus diaboli* machen (der in Heiligsprechungsprozessen die Funktion hatte, der Kanonisierung ein festes Fundament zu sichern).

Zunächst: Wyatt druckt aus den Beständen des amerikanischen Aussenministeriums einen bisher noch nicht erwähnten weiteren Antrag Maruts auf amerikanische Papiere. Im März 1924, kaum aus der Haft entlassen, richtete er in London ein Gesuch an die dortige USA-Botschaft; in einem (nicht eigenhändigen, vermutlich diktierten) Lebenslauf gab er sich dabei, wie so oft vorher, wieder als 1882 in San Franzisko geborenen Amerikaner namens Ret Marut aus: Schiffsjunge und Seemann vom 10. Lebensjahr an, seit 1901 in Deutschland und Österreich, Sprachstudium, Schauspieler seit 1907, 1912 in Danzig, 1912–1915 in Düsseldorf, 1915–1919 in München, dann die Odyssee durch West-Europa, nach Kanada, zurück nach England, Festnahme dort im November 1923, Entlassung aus dem Gefängnis Brixton am 15. Februar 1924 (S. 281–282). Die Angaben über die Zeit von 1907 an entsprechen also den über Marut bekannt gewordenen Tatsachen, wenn Marut sich in dem Lebenslauf auch nicht als Herausgeber des *Ziegelbrenners* ausweist. Aber was die Vorgeschichte angeht: warum gibt er sich jetzt nicht als Otto Feige zu erkennen, wenn er der tatsächlich war? Natürlich

ging es ihm darum, die Ausreise nach den USA zu ermöglichen. Aber wäre das dem gerade als der Deutsche Otto Feige entlassenen Sträfling nach so vielen fehlgeschlagenen Versuchen, sich als Amerikaner auszugeben, nicht besser als selbsterklärtem Deutschen geglückt, also wenn er sich auch jetzt zu dem den Briten «eingestanden» Namen (und der damit gegebenen deutschen Staatsangehörigkeit) bekannt hätte? Wie dem auch sei: das Gesuch von 1924 wurde jedenfalls ebenso abgelehnt wie das von 1917 (S. 284). Das Schlusswort dazu spricht der genannte Botschaftsbeamte Boylston Beal im Jahre 1926: obwohl man Maruts Identität mit Otto Feige angenommen habe, sei seine Identität nicht zweifelsfrei ermittelt («his identity has never been absolutely established», S. 285). Also: vielleicht hat Marut sich in London *fälschlich* als Otto Feige aus Schwiebus ausgegeben?

Warum soll Marut in seinem «Bekenntnis» überhaupt die Wahrheit gesagt haben? Wyatt meint – und das ist nur eine unbegründete Vermutung («a guess», S. 314) –, dass Marut mit der englischen Polizei einen «Kuhhandel» geschlossen habe: er sage die Wahrheit, und die Londoner Polizei deportiere ihn daraufhin nicht nach Deutschland (wo Marut, als Hochverräter steckbrieflich gesucht, mit Recht um sein Leben zu fürchten hatte), setzte ihn vielmehr auf freien Fuss. (Die Polizei hätte dabei falsch gespielt: Maruts «Bekenntnis», er sei Otto Feige und also Deutscher, wurde an die amerikanische Botschaft [Boylston Beal] weitergegeben, die daraufhin sein Pass-Gesuch, in dem er sich als gebürtigen Amerikaner ausgab, ablehnte.) Dieser «Kuhhandel» ist indessen reine Speku-

lation, und nicht einmal schlüssige. Zunächst: derartige ausländische Häftlinge auf freien Fuss zu setzen und bis zu ihrer Abreise aus England zu überwachen, war damals (aus Kostengründen) gang und gäbe, wie Wyatt selbst eruiert hat (S. 215). Ferner: was soll Marut sich von einem Bekenntnis der Wahrheit über seine Herkunft versprochen haben, wenn diese Wahrheit doch irgendein (von Wyatt nicht ermittelter) «Dreck am Stecken» gewesen sein muss, der ihn schon spätestens 1907 zwang, sich in das Pseudonym Ret Marut zu flüchten: «triftige Gründe», seine Vergangenheit zu verheimlichen, soll Marut nach Ohly und Recknagel schon in München gehabt haben (s. o. S. 349). *Die* soll er der nichtsahnenden Polizei preisgegeben haben? Davon abgesehen: wie kann von einem «Kuhhandel» die Rede sein, wenn die deutsche Polizei doch Wyatt zufolge (S. 275, 277) die Angabe Maruts, er sei Otto Feige, nicht verifizieren konnte: sie meldete nach London, ein Otto Feige liesse sich in Schwiebus nicht nachweisen. (Wäre «Marut», der etwas auf dem Kerbholz hatte, tatsächlich Otto Feige gewesen, so wäre er der Polizei immerhin als gesuchter Verbrecher bekannt gewesen!). So musste es den englischen Behörden scheinen, Marut habe gelogen mit seinem Bekenntnis zu «Otto Feige». Hätte er sich zu einem falschen Namen bekannt, meint Wyatt, dann hätten die Engländer ihn nach Deutschland zurückgeschickt: ein falscher Name musste «Feige» den Behörden tatsächlich scheinen – und sie liessen ihn frei! Hier stimmt etwas nicht an Wyatts Logik.

Ist es nicht wahrscheinlicher, dass «Otto Feige» ein «geborgter Name» gewesen ist, der Name einer anderen,



wirklichen Person? Wyatts Antwort: Marut war in der Lage, den Beruf beider Eltern Otto Feiges anzugeben, und er benutzte den Mädchennamen von Otto Feiges Mutter sowie beide Vornamen von Otto Feiges Vater als Decknamen – Beweis für Wyatt, dass es sich nur um Maruts eigene Eltern habe handeln können, nicht etwa um die eines Bekannten oder Verwandten, denn woher sollte er solches Detailwissen über die Familienangelegenheiten anderer haben und so lange im Gedächtnis behalten (S. 301, 307, 312)? Es ist nicht einzusehen, warum das nicht möglich sein sollte – nämlich in den kleinstädtischen Verhältnissen von Schwiebus, das am Jahrhundertende gegen 8000 Einwohner zählte (*La Grande Encyclopédie*, 1900). Und nichts sieht dem habituellen Identitätsverschleier Marut/Traven, dem Meister des Bluffs und Doppelbluffs, ähnlicher, als dass er sich biographische Einzelheiten über einen «sicheren» Doppeltgänger, noch dazu über einen ihm (weil blutsverwandt?) halbwegs ähnlich sehenden, gemerkt und dass er dessen Identität in einer Zwangslage auch wirklich angenommen haben sollte – wozu es dann auch gehörte, dass er im Namen dieses seit zwei Jahrzehnten für seine Eltern verschollenen Otto Feige 1924 einen Brief an dessen Familie in Wallensen schrieb (vermutlich tippte): in der Hoffnung eben, dass die Familie der nachforschenden Polizei bestätigen würde: jawohl, sie hätten einen Sohn namens Otto in London. Denn mit solcher Finte wäre die behauptete Marut/Feige-Identität als jene «Wahrheit» bestätigt, die (Wyatts Theorie vom Kuhhandel zufolge) den Londoner Häftling vor der Deportation nach

Deutschland gerettet hätte. Bestärkt wird man in der Annahme, es habe sich bei dem «Bekenntnis», Otto Feige zu sein, um ein falsches Alibi gehandelt, vielleicht auch durch die Tatsache, dass Maruts Angaben ja nicht ganz übereinstimmen mit den im Schwiebuser Standesamt ermittelten: Marut weiss die Vornamen Feiges anzugeben, aber in einer mit dem Geburtsregister nicht übereinstimmenden Reihenfolge; das von Marut «immer» (Wyatt, S. 300) angegebene Geburtsdatum differiert um zwei Tage von dem des authentischen Otto Feige; der Beruf des Vaters wird nicht genau angegeben («potter» = Ziegeleiarbeiter, «Ziegelbrenner»?).

Damit ist nicht gesagt, dass Wyatts Entdeckung ganz und gar in die Irre führt. Sie hat ihren Wert darin, dass sie nach Schwiebus führt. Der amerikanische Botschaftsbeamte Boylston Beal betonte in seinem Schreiben aus London an seinen Washingtoner Vorgesetzten, der angebliche Otto Feige, der unter dem Namen Marut in Haft sei, müsse mit den Schwiebuser Verhältnissen gut vertraut sein («well acquainted»). Wenn jemand solche Angaben wie Marut über einen authentischen Otto Feige machen kann, dürfte er in Schwiebus aufgewachsen sein. (Als Schauspieler war Marut dort nicht nachweisbar.) Kann sein, dass Otto Feige ein verschollener Verwandter oder Mitschüler oder sonstiger Jugendbekannter Maruts war – wie sonst wäre Marut in der Lage gewesen, alle Vornamen Feiges und dessen Vaters zu kennen und darüber hinaus den Mädchennamen von dessen Mutter, die ebenfalls aus Schwiebus stammte und bei deren Eltern

(Wienecke) der junge Otto Feige in Schwiebus aufwuchs.

Schliesslich: Schwiebus liegt an der Peripherie jenes deutsch-polnischen Mischungsgebiets (Zentrum: Posen), das nach dem Ersten Weltkrieg polnisch wurde; Schwiebus lag nur etwa 14 Meilen innerhalb der Grenze des damaligen Nachkriegsdeutschland (Wyatt, S. 304). Marut/Traven war mit diesen Bevölkerungs- und Nationalitätsproblemen vertraut; sie interessierten den *Ziegelbrenner*, und: ist es ein Zufall, dass die zweite Hauptgestalt des *Totenschiffs* (geschrieben ca. 1924!) ein aus Posen gebürtiger Seemann namens Stanislaw ist, der als Opfer der Grenz- und Nationalitätsverschiebungen nach dem Ersten Weltkrieg staatenlos und ausweislos wird, zur Non-Person wie Marut selbst in London 1924? Stanislaw, der als Teenager unter «geborgtem» Namen seine Heimat verliess, sich lieber umbringen als nach Deutschland zurückgehen will und in seiner Jugend Coopers Lederstrumpf-Geschichten las wie Ret Marut auch einer *Ziegelbrenner*-Stelle zufolge, die wenige Zeilen später auf die deutsch-polnische Nationalitätsproblematik zu sprechen kommt? (II: 5/8, 5. S. 136)

All das heisst nicht, dass Marut Otto Feige war, wohl aber: dass er mit den Lebensverhältnissen des authentischen Feige gut vertraut war, und dies aller Wahrscheinlichkeit nach von früh an. Statt der Identität Feige/Marut wäre durch Wyatts Entdeckung mithin die Identität Maruts als eines Deutschen, in Deutschland Aufgewachsenen ermittelt! Das wäre aber ein Ergebnis von überragender Bedeutung für unser Verständnis des Traven-Geheimnisses. Warum? Weil dann Deutsch seine

Muttersprache wäre. Denn die Frage der Muttersprache Marut/Travens ist tatsächlich die Schlüsselfrage des «greatest literary mystery of this century». Durch Wyatts unbestreitbar richtige Aufdeckung eines deutschen, deutschsprachigen Backgrounds «B. Travens» werden die vielfältigen Versuche hinfällig, sein Werk als «typisch amerikanisch» zu klassifizieren in der Tradition von Jack London und Upton Sinclair.

Ist damit das Rätsel des Legenden-umwobenen gelöst?

Nur zum Teil. Offen bleiben muss die Frage, ob Marut/Traven wirklich Otto Feige war und warum er in seinen Decknamen Schutz suchte. Dass der Autor in seiner mexikanischen Zeit das Incognito wahrte und besonders die Spuren zurück nach Deutschland, zur deutschen Muttersprache und vor allem zu Marut verwischte, ist verständlich. Er wurde in Deutschland nach dem 1. Mai 1919 polizeilich gesucht; die mexikanischen Einwanderungsbehörden hätten Schwierigkeiten machen können, politische Gegner hätten den Münchner Linksradiكالen aufstöbern, deportieren oder ermorden lassen können; in späterer Zeit mögen kommerzielle Gründe an der Weiterführung der publicity-fördernden Mystifikation beteiligt gewesen sein. Auch philosophische Gründe, wie Traven sie schon 1929 Charlot Strasser und noch 1966 Judy Stone (*The Mystery of B. Traven*, Los Altos, Cal.: Kaufmann, 1977, S. 55) angegeben hat, mögen mitgespielt haben, also die Ablehnung des Persönlichkeits- und Autoritätenkults, die er auch in der Zeitschrift *Die Büchergilde* auszusprechen pflegte. Unbeantwortet bleibt aber auch dann noch, warum der Mann, der sich in

Mexiko Traven nannte, ob er nun Otto Feige war oder nicht, bereits spätestens 1907 in das Pseudonym Marut flüchtete. Aus kriminellen Gründen? Aus psychischen oder gar psychotischen, die vielleicht mit seiner Illegitimität in Zusammenhang zu bringen wären (Otto Feige? Sohn des Kaisers?)?

Selbst wenn (was ich für undenkbar halte) der Unbekannte tatsächlich der unehelich geborene Otto Feige gewesen sein sollte, dessen Vater – damals 80 Meilen von Schwiebus entfernt wohnhaft – erst drei Monate nach der Geburt aktenkundig wurde, als er die Vaterschaft anerkannte und die Mutter heiratete, dann wäre damit die sensationellste Legende über die Herkunft Marut/Travens noch nicht unbedingt als undenkbar entlarvt: dass Ret Marut der Sohn des Kronprinzen, des späteren Kaisers Wilhelm II. gewesen sein soll, dem er angeblich ähnlich sah

und der in der fraglichen Zeit öfters in der Umgebung (50–80 Meilen) von Schwiebus war (Wyatt, S. 337–338). Die Herkunft von Wilhelm II. hat Traven selbst in seiner mexikanischen Zeit offenbar mehr als nur angedeutet. In Travens Arbeitszimmer hing ein Bild des Kaisers, und ein «Gotha» fand sich auch . . .

Traven hat sein Geheimnis mit ins Grab genommen. Das von Wyatt «gelöste» Rätsel weist nur um so tiefer ins Geheimnis hinein. Sein Reiz ist heute lebendiger als je zuvor.

*Karl S. Guthke*

<sup>1</sup> Will Wyatt, *The Secret of the Sierra Madre*, Garden City, New York: Doubleday, and London: Jonathan Cape, 1980.

Eine erheblich umfangreichere Fassung dieser Studie erscheint im Schlussband der Traven-Gesamtausgabe (Büchergilde Gutenberg).

## DIE GEBUNDENE LIEBE

### *Vorgeschichte eines Gedichts*

Das vorletzte Buch von Peter Härtling, «Nachgetragene Liebe», war sein persönlichstes, unmittelbarstes; sein neues, die eben erschienene Geschichte «*Die dreifache Maria*», ist, daran gemessen, sein verhaltenstes, sprödestes<sup>1</sup>. Vom Stoff her kann man diese Geschichte aus dem Leben Eduard Mörikes Härtlings «*Hölderlin*» zuordnen, wobei sie umfangmäßig zunächst ein Nebenwerk zu sein scheint (ein Eindruck, der bald korrigiert wird). Aber auch hier wird eine nicht gelebte, nicht verwirklichte Liebe «nach-getragen»: in den Peregrina-Gedichten, die Mörike seiner

verfehlten, abgewiesenen Geliebten Maria Meyer widmet.

Die dreifache Maria: der Titel spielt darauf an, dass Maria Meyer dreimal bei Mörike auftauchte, um seine Liebe warb, dringend und flehentlich, und dreimal von ihm abgewiesen wurde. Dreifach ist diese Maria aber auch in einem anderen Sinn: sie ist in Härtlings Buch gegenwärtig um ihrer selbst willen, eine lebendige, leuchtende Gestalt; aber sie ist zugleich eine innere Figur in Mörikes Leben – und zuletzt geht sie ein in sein Gedicht, dort sich selbst und ihren Dichter überlebend.

Ein Buch also über eine Episode der Literaturgeschichte. Was jüngere Leser, die nichts über Peregrina und wenig ausser seinem Lesebuchnamen über Mörike wissen, mit diesem Buch anfangen, das mag man sich fragen. Lesen sie es als ein lästiges Kapitel Literaturgeschichte, als Bildungsstoff und -ballast? Um diese Vorstellung gleich zu korrigieren: Härtling erzählt nicht nur ein Kapitel Literaturgeschichte oder Lebensgeschichte eines berühmten Dichters (Geschichte von dessen Gefühlen und Träumen) – sondern entwirft zugleich ein Bild aus der Kultur- und Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts, zeichnet differenziert und eindrücklich die Beziehung zwischen der Gesellschaft und ihren Aussenseitern: diese wirkten offensichtlich auf die etablierten Bürger jener Zeit nicht weniger störend – und nicht weniger anziehend, als sie es heute tun.

Mörikes Peregrina war freilich eine Aussenseiterin besonderer Art, ihrer Schönheit wegen, mehr noch durch die geheimnisvolle Anziehungskraft, die sie ausübte – während sie gleichzeitig der Anziehung von jenen erlag, die eine bessere Welt suchten und verkündeten. Härtling beschreibt seine Figur ganz aus ihrer Zeit heraus, mit leichter Anlehnung an deren Vokabular, abgestützt auf Briefe und Berichte: eine Vagabundin von ungewisser Herkunft und schillerndem Wesen, unstedet und voll Sehnsucht, immer auf der Flucht, aus dem Arbeitshaus in die Obhut mitleidiger Bürger; verletztlich und hilflos (so dass sie immer wieder ein mit Bewunderung vermishtes Mitleid fand) – und dann wieder ungebärdig und aufsässig, als ob sie durch Auflehnung

und Verweigerung ihre Verletzlichkeit schützen müsste. So oder ähnlich könnte sich auch ein Lebenslauf aus dem zwanzigsten Jahrhundert lesen. – Maria braucht nur eine Vierteldrehung zu machen, und schon sieht uns ein Gesicht unserer Zeit an.

Warum diese ungewöhnliche Frau von dem unscheinbaren, gehemmten und unsicheren Mörike angezogen wurde, bleibt wohl rätselhaft. Hat sie ihn gesucht, weil er sich ihr von Anfang an entzog, oder fühlte sie, dass nur er die widersprüchlichen Gefühle in ihrem Inneren verstehen konnte, weil sie, obgleich unterdrückt, auch die seinen waren? Oder ging sie schon dem Bild entgegen, als welches sie dann in seinen Gedichten überlebte? «Sie kommt wie aus einem Lied», heisst es – und sie geht in eines ein.

In diesem scheinbar so einfachen Buch vollbringt Härtling das Kunststück, über etwas zu schreiben, das sich gar nicht ereignet hat, das aus lauter Unterlassungen und Verdrängungen besteht, aus Sehnsüchten, Ängsten und Träumen – aber in einer Sprache, wie man sie sonst Fakten zukommen lässt; er erzählt wie ein allwissender Autor und sagt doch nicht mehr, als man eben vermutend über andere wissen kann. Dass dabei die Partnerin den Dichter überstrahlt, ist fast unvermeidbar: Maria Meyer ist die Stärkere bis zuletzt, durch die Unbedingtheit, mit der sie ihre Liebe zu leben wagte – durch den Mut auch, den es schliesslich brauchte, um auch deren Ende zu sehen und zu vollziehen, indem sie noch einmal (in einer fingierten Episode) den geliebten Dichter sah, von weitem, einen resignierten älteren Herrn, und nun in ihrem Inneren nur noch Gleich-

gültigkeit feststellte, den Tod der Liebe.

Man kann sich keinen unscheinbareren Mörike vorstellen, als ihn Härtling zeichnet: ein scheues Kind, ein ängstlicher Student, der in Krankheiten und häuslicher Geborgenheit vor dem Leben Schutz sucht, ein alternder, zwischen Flucht und leiser Anpassung schwankender Herr, immer unter dem liebevollen Diktat der Schwestern ausharrend. «Du übertreibst, wie so oft, Eduard. Und du weisst, es tut dir nicht gut», sagt eine der Schwestern, als er ihr unter Tränen den Schluss der «Wahlverwandtschaften» vorliest. Da ist sie, die Stimme der Lebensangst, eine schwesterliche, mehr noch eine kleinbürgerliche Fürsorge, die nicht das Leben sucht – höchstens den Tod fernhalten will; die das Leben verwandelt in einen Schonbezirk, in dem, unbemerkt, der Tod schon enthalten ist.

Dass der jüngere Bruder, August, Selbstmord begeht unter dem Druck einer aufgezwungenen Berufslehre (eine von Härtling mit grossartiger Knappheit erzählte Episode), spiegelt das Lebensfeindliche der kleinbürgerlichen Familiensituation in dramatischer Verkürzung und Verdichtung. Beim jüngeren Bruder: Vereitelung der Liebe (die der Musik gilt) und des inneren Lebens durch Familiendruck – Verdrängung der Liebe durch Besorgnis, Überredung, zärtliche Mani-

pulation im Fall Mörikes. Die Musik Mozarts geht durch das ganze Buch, der Name selbst ist ein Zeichen für das Gefühl, die Musikalität, die beide sozusagen aus der Sprache Härtlings entfernt wurden – und die beide wiederkehren in den Versen Mörikes, die mit Bedacht erst am Schluss zitiert werden:

«Die Liebe, sagt man,  
steht am Pfahl gebunden,  
Geht endlich arm, verlassen,  
unbeschuhet;  
Dies edle Haupt hat nicht mehr,  
wo es ruht.  
Mit ihren Tränen  
netzt sie ihre Wunden.»

Die Verse treffen den Leser wie aus einem Hinterhalt; man liest sie neu, begreift, nein, erfährt zum ersten Mal, warum die Liebe in diesem Gedicht «gebunden» sein muss (gefesselt, wie die Gefühle im Inneren Mörikes). Härtling, so könnte man sagen, gibt in seinem Buch die Vorgeschichte der Peregrina-Gestalt, erhellt die Verse, aber nicht durch Erklärung, sondern, was so viel schwerer ist, indem er erzählt, mit jener Zurückhaltung, die angezeigt ist, wenn grosse Gefühle im Spiel sind.

*Elsbeth Pulver*

<sup>1</sup> Peter Härtling: Die dreifache Maria. Eine Geschichte. Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1982.

## ZEITGENOSSE UND MITMENSCH ERWIN HEIMANN

Unter unseren Schriftstellern ist Erwin Heimann der Normalschweizer in bernischer Abwandlung. Er hat einen

kerngesunden Berner Verstand und beträchtlichen Weltverstand, ziemlich viel Erfolg und erträglichen Miss-

erfolg. In die Waagschale des Erfolges fällt die vorliegende zweite Auflage der Autobiographie «*Ein Blick zurück*»<sup>1</sup>. Der Titel ist gut, der Untertitel noch besser: «*Mein Leben in meiner Zeit.*» Die bewusste und aktiv teilnehmende Zeitgenossenschaft hat in diesem Lebensbericht streckenweise den Vorrang vor dem Privaten. Das Selbstlob, das Heimann sich bei der Schilderung der militärischen Aushebung spendet: er sei «*ausgesprochen kameradschaftlich veranlagt*», ist fraglos berechtigt, und man darf es zum Lob einer genuinen Mitmenschlichkeit erweitern. Solidarisch verhält sich schon der Jüngling, wenn er auf den Lehrerberuf verzichtet und Mechaniker wird, um die finanziell schlecht gestellten Eltern möglichst bald entlasten zu können. Er bewährt sich in dem amüsischen Beruf recht gut, ist zeitweilig auch als Lastwagenführer, Bauarbeiter und in der Landwirtschaft tätig, leistet dann, zuerst noch abwechselnd mit manueller Arbeit, Tüchtiges als Journalist, Verlagsvertreter, Verlagslektor und PR-Manager. Aus Rücksicht auf die wirtschaftliche Wohlfahrt der Familie entschliesst er sich erst verhältnismässig spät zur Existenz des freien Schriftstellers.

Als Gegenbeispiel zu solch elastischer Lebensgestaltung sei Ludwig Hohl genannt, der schweizerische *écrivain pur* unserer Zeit, der sich im heroischen Glauben an das aufzuführende *monumentum aere perennius* auch in schwierigster wirtschaftlicher Lage geweigert hat, nicht-literarische Erwerbsarbeit zu verrichten. Heimanns schriftstellerisches Sendungsbewusstsein war von Anfang an ein verstandesmässig gedämpftes,

kompromissfähiges. «*Jedes literarische Schaffen*», bemerkt er, «*ist in einem gewissen Sinn eine Anmassung, aus dem Glauben geboren, den andern etwas mitteilen zu müssen. Ohne diese Anmassung würde überhaupt nichts geschaffen.*» Wie die beiden Werkverzeichnisse am Schluss der Autobiographie belegen, hat solche Erkenntnis ihm und seiner Frau, der beliebten Jugendbuchautorin Gertrud Heizmann, das Schaffen erfreulicherweise nicht verleidet.

Erwin Heimanns Erfolge als Erzähler, Essayist und Verfasser von Hörspielen gründen sich teils auf die kluge Wahl und gescheite Behandlung zeitbezogener Themen, teils darauf, dass er eben nicht anmassend, nicht exklusiv wirkt, dass er eine Sprache redet, die von den meisten verstanden wird. Es unterstreicht sein Zeitgenossentum, dass sein Bestseller – achtzigtausend Exemplare – nichts Belletristisches ist, sondern die Broschüre «*Zeige mir, wie du fährst . . ., eine Psychologie des Autofahrens*». Am populärsten wurde er durch eine ebenso wenig schöngeistige Bemühung, nämlich als Werbetrommler für die Jugendarbeitslager, die den Dörfern Isenfluh und Indemini Hilfe brachten.

Den bescheiden formulierten Erfolgserwähnungen widerspricht es nur scheinbar, wenn er sich mehrfach als zwischen den Fronten, unter Beschuss von links und von rechts stehend bezeichnet. Als Sohn eines gewerkschaftlich engagierten Eisenbahners, zeitweise selber Gewerkschaftsfunktionär, beeindruckt von seinem Konfirmationspfarrer, dem Religiös-Sozialen Karl von Greyerz, steht er vorerst ziemlich links, verschreibt sich jedoch

nie dem radikalen Klassenkampf, sondern findet seine Bestimmung mehr und mehr in der Rolle des besonnenen Vermittlers. Dem geschätzten Mitarbeiter der *«Berne Tagwacht»* kann es dann widerfahren, dass eben diese Zeitung seinen Roman *«Hetze»*, eine kritische Beleuchtung des Klassenkampfes, als bürgerlich-kompromisslerisch scharf ablehnt. Andererseits macht er sich zuweilen auch bei den Kapitalisten unbeliebt, etwa im Kampf um das Kraftwerk Rheinwald und, in den Anfängen des Fernsehens, als kulturell besorgter Gegner dieses Massenmediums. (Aber auch hier kein unversöhnlicher Radikalismus: 1971 wird sein Fernsehspiel *«Klassenkampf»* gesendet.) Aus allen Kämpfen geht er ohne beruflichen und seelischen Dauerschaden hervor. Dass er an der Expo 1964 zugunsten der *«Progressiven»* übergangen wird, ärgert ihn, wie er glaubwürdig bezeugt, nur mässig.

Die kameradschaftliche Veranlagung wirkt sich in allen Lebensbereichen aus, der erotische inbegriffen. Dank ihr endet ein menschlich bedeutsames Liebeserlebnis des jungen Mechanikers in Paris nicht bloss mit friedlichem Auseinandergehen – die Freundin aus dem Montmartre wird nachmals auch die Freundin von Heimanns Frau. Auf Reisen nimmt er Anteil an fremden Schicksalen. Lebhaft beteiligt er sich an den Bestrebungen des Berner und des Schweizerischen Schriftstellervereins. Im Wett-eifer mit Eugen Wyler, Hans Zbinden und anderen Sendboten der Helvetia mediatrix trägt er nach Kriegsende als Gastreferent und Diskussionsredner zum geistigen Wiederaufbau Deutschlands und zur europäischen Ver-

söhnung bei. *«So viel Kontakte wie nur möglich!»* lässt er sich von dem Europäer Paul-Henri Spaak auch in bezug auf die marxistische Welt sagen. Überzeugt und überzeugend wiederholt er, was schon das Bekenntnis seines Erstlings, des Romans *«Wir Menschen»*, war: *«Denn die Konflikte zwischen Menschen, zwischen Klassen und zwischen Völkern sind nur deshalb so tief und unüberbrückbar, weil das eine fehlt: Der Wille zum Versuch, den andern zu verstehen.»*

Ein Musterbeispiel solch mitmenschlichen Verstehenwollens ist Erwin Heimanns neuer Roman, *«Die Gestraften»*<sup>2</sup>. Romancharakter hat das Buch der zusammenhängenden und detaillierenden Erzählweise nach, der wesentliche Inhalt dagegen ist Tatsachenbericht und wurde dem Verfasser, der sich seit vielen Jahren mit den Problemen des Strafvollzugs beschäftigt, sozusagen als Lebensbeichte von einem Insassen des bernischen Zuchthauses Thorberg anvertraut. Über das Verhältnis von Dichtung (erzählerisch ergänzenden Zutaten des Verfassers) und Tatsachewahrheit mag der Leser seine psychologische Wahrscheinlichkeitsrechnung anstellen. Darin, dass Heimann, wie er in der Einleitung sagt, den Weg seines Sträflings Hugo Renfer *«bemerkenswert bezeichnend für unsere heutige Gesellschaft»* findet, wird man ihm recht geben müssen.

Als einziges Kind von Eltern, die sich mässigen Wohlstands erfreuen und es gut mit ihm meinen, aber unzulängliche, geistig orientierungslose Erzieher sind, gerät Hugo in den Sog des gerade modisch gewordenen Halbstarkentums, bekommt es mit dem Jugendgericht zu tun und wird

vom Gymnasium relegiert. Ein in verliebter Angeberei begangenes Verkehrsdelikt beendet jählings die Lehre bei einem Notar und bringt ihn in die Strafanstalt Witzwil. Nachher erfährt er die Ablehnung des entlassenen Sträflings von seiten der Geschäftswelt. Zwar hat er das Glück, ein ihm ergebenes braves Mädchen heiraten zu können, aber das Unglück, mit einem widerwärtigen Arbeitgeber, einem skrupellosen Liegenschaftenhändler, vorlieb nehmen zu müssen. Ein ehemaliger Mithäftling, robuster Ganoventyp, beredet ihn zur Mitwirkung an einem Raubüberfall auf den Verhassten, was den zweiten Aufenthalt in Witzwil nach sich zieht. Wieder in Freiheit, wird er von einem andern ehemaligen Witzwiler, einem feineren, weltgewandteren, auf scheinbar glückliche Bahn gebracht. Der erstaunliche Aufstieg als einfallreicher Werbetexter ist jedoch mit Versuchungen des «rauschenden Lebens» verbunden. Hugo lässt sich von der braven, etwas weltscheuen Marie scheiden und heiratet eine «sexuelle Offenbarung», deren kostspielige Ansprüche ihn erneut auf krumme Touren verfallen lassen, diesmal auf massive Betrügereien. Jetzt reicht es für Thorberg, und die zweite Scheidung muss er nicht selber betreiben. Als Mustersträfling mit einer gewissen Bildung wird er Anstaltsbibliothekar. Im abschliessenden Gespräch mit dem Verfasser kann er einen Hoffnungsschimmer melden: «Marie hat mir geschrieben.»

Zum Untertitel des Buches, «*Ein Weg durch Schuld und Sühne*», bemerkt Heimann, er möchte sich damit «in keiner Weise neben Dostojewski und seinen berühmten Roman stel-

len». Bohrendes Psychologisieren liegt tatsächlich nicht in seiner Art, und offenbar ist er auch keiner tiefenpsychologischen Doktrin verschrieben. Aus selbsterworbener Menschenkenntnis erhellt er die seelischen Hintergründe des geschilderten Lebenslaufes, den Wechsel von Genussgier und Leistungswillen, Verbundenheit und Abkapselung, Vabanquespiel und Verantwortungsbewusstsein, Auflehnung und Resignation, Verzweiflung und Hoffnung, entwirft auch von den in Erscheinung tretenden Mitgefangenen scharfgesehene Charakterbilder.

Moralpredigten im Stil Gotthelfs gibt es bei ihm nicht. Etwas Gotthelfisches kommt immerhin in der Auseinandersetzung mit der «Aktion Strafvollzug» (Astra) zum Vorschein. Der verständnisvolle Thorberger Aufseher Klaus Brandegger, selber ein ehemaliger Häftling, kritisiert im Gespräch mit Renfer die linksextremistische, auf umstürzlerische Politisierung des Strafsystems ausgehende Tendenz dieser Bewegung. Wenn er zur grundsätzlichen Rechtfertigung des rechtsstaatlichen Strafwesens feststellt, «dass der Traum von der vollkommenen Welt und vom vollkommenen Menschen eine Utopie bleiben muss», so hören wir zweifellos Heimann selber reden. Echte Berner sind eben keine Utopisten. Vielleicht aber liesse sich eine von Verbrechen annähernd freie Welt auch ohne «vollkommene» Menschen denken? Vielleicht würde sie gerade dadurch möglich, dass sich der Mensch von religiösen und sonstigen Vollkommenheitsforderungen lossagte und ein relatives gesellschaftliches Heil durch



vernünftig angewandte Selbsterkenntnis anstrebte?

Hier sei kontrasthalber nochmals Ludwig Hohl aufgerufen. «*Das Wesen des Geistes*», erklärt er, «*ist eben, dass er ändern will.*» Hohl meint damit eine von Grund aus denkerisch verantwortete Welt- oder (zunächst) Menschenverbesserung. Reformistisch verbessern will gewiss auch Heimann. In seiner Autobiographie lesen wir indessen, wie er an einer Schriftsteller-versammlung gutbernisches davor warnt, «*das Beharrungsvermögen der Gesellschaft und der Gesellschafts-*

*formen zu unterschätzen*». In der biographie romancée «*Die Gestraften*» gibt er sich nicht utopischer. Aber seien wir ihm dankbar für den Impuls zum Verstehenwollen. Dieses ist ja die Voraussetzung für rechtes Verändernwollen.

*Robert Mächler*

<sup>1</sup> Erwin Heimann, Ein Blick zurück. Mein Leben in meiner Zeit. Viktoria Verlag, Ostermundigen-Bern 1974. Zweite Auflage. – <sup>2</sup> Erwin Heimann, Die Gestraften. Ein Weg durch Schuld und Sühne. Viktoria Verlag, Ostermundigen-Bern 1981.

## DAS BAU- UND PLANUNGSRECHT IN DER SCHWEIZ

Drei Jahre nach dem Erscheinen seines Wirtschaftsverwaltungsrechts legt Professor Leo Schürmann erneut ein Lehrbuch vor, diesmal zum schweizerischen Bau- und Planungsrecht (Leo Schürmann, Bau- und Planungsrecht, Stämpfli juristische Lehrbücher, Bern 1981). Es handelt sich um eine gut zweihundertseitige, übersichtliche Darstellung dieses höchst aktuellen und wichtigen Rechtsgebietes.

Schürmann bezeichnet den Begriff «Bau- und Planungsrecht» als Kurzformel für alle jene öffentlich-rechtlichen Vorschriften in Bund und Kantonen, welche sich auf Grund und Boden beziehen. Er gliedert den Rechtsstoff in drei grosse Gebiete: Baupolizeirecht, Erschliessungs- und Umlegungsrecht, Planungsrecht (Seite 17 f.). Vorgeschaltet werden die verfassungsrechtlichen Grundlagen, Ele-

mente der Eigentumsfreiheit und die Voraussetzungen zu ihrer Einschränkung. Dann folgt der erste Hauptteil, das Baupolizeirecht, welches «die Ausübung der Baufreiheit zum Zwecke der Wahrung der öffentlichen Interessen» (S. 50) regelt. Der anzuwendende Polizeibegriff spielt für das Bau- und Planungsrecht eine wesentliche Rolle, haben doch baupolizeirechtliche Eigentumsbeschränkungen grundsätzlich keine Entschädigungspflicht des Gemeinwesens zur Folge. Das lässt sich rechtsstaatlich aber nur aufrechterhalten, wenn der Begriff des Baupolizeirechts eher eng gefasst wird.

Der zweite Hauptteil schildert das Umlegungs- und Erschliessungsrecht, das die Aufgabe hat, ein Grundstück baureif zu machen. Das setzt voraus, dass die fraglichen Grundstücke sich zur Überbauung eignen, was von tat-

sächlichen (Lage, Beschaffenheit usw.) und rechtlichen (Einzonung usw.) Aspekten abhängt (S. 75).

Eine besonders eingehende Behandlung erfährt im dritten Hauptteil das eigentliche Planungsrecht, die «räumlich verstandene Einteilung des Landes in Gebiete und Zonen unterschiedlicher Nutzung» (S. 98). Dies sicher zu Recht, sind diese Eingriffe doch von grösster wirtschaftlicher Tragweite. So führen beispielsweise planungsrechtliche Massnahmen häufig zu Entschädigungsfolgen für das Gemeinwesen. Ob dem Grundeigentümer eine Entschädigung zu entrichten ist, beurteilt sich ausschliesslich nach dem Ausmass der Beschränkung des Eigentums. Andere Faktoren wie z. B. Markterwartungen sind irrelevant (S. 153).

Ebenso leuchtet Schürmann das Spannungsfeld zwischen formeller bzw. materieller Enteignung und Entschädigung ausführlich aus, wobei er zuerst die beiden Enteignungsarten darstellt und anschliessend auf die zentrale Frage der Entschädigung selbst, welche das ganze Bau- und Planungsrecht durchzieht, eingeht. Ein letztes Kapitel behandelt den Rechtsschutz.

Der klare Aufbau des Buches und das konsequente Bemühen des Autors, die Zuständigkeiten und Aufgaben der einzelnen Staatsebenen auseinanderzuhalten, erleichtern vor allem dem Leser, der sich neu in die Materie einarbeitet, den Zugang. Positiv zu vermerken sind auch die ausgiebige Berücksichtigung der bundesgerichtlichen Rechtsprechung, das ausführliche Literaturverzeichnis sowie die Zusammenstellung der kantonalen

Bau- und Planungsgesetze. Was man sich noch wünschen könnte, wäre ein noch ausführlicheres Stichwortverzeichnis.

Die Bundesgesetzgebung über die Raumplanung stellt das Rückgrat der Publikation. Schürmann stellt dem geltenden Recht (RPG 79) immer wieder den in der Volksabstimmung abgelehnten Entwurf von 1974 (RPG 74) gegenüber, dessen Text wesentlich von ihm geprägt wurde. Er zeigt dabei, dass in der Überarbeitung der Gesetzesentwurf offenbar nicht nur in den umstrittenen Punkten abgeschwächt wurde, sondern gleichzeitig Unklarheiten und Unvollständigkeiten in den Text Eingang fanden. Gewisse Begriffe (wie «Erholungsgebiet», «Schutzgebiet») sind im RPG 79 anders definiert und haben dadurch eine andere Bedeutung erhalten. Manche Kantone haben ihre Erlasse aber auf das RPG 74 ausgerichtet. Die Folge sind Begriffsdiskrepanzen zwischen Bundes- und kantonalem Recht, was einer einheitlichen Gesetzesanwendung kaum förderlich ist.

Schürmanns neues Buch kann als umfassende Einführung in ein vielfältiges Rechtsgebiet bezeichnet werden, welche die wesentlichen Aspekte ausführlich, verständlich und kompetent behandelt und auch Einzelheiten berücksichtigt, sich darin aber nicht verliert, was besonders bei der Darstellung der kantonalen Regelungen wichtig ist. Das Werk ist als Lehrbuch konzipiert, wird aber neben den Studenten auch dem Praktiker und interessierten Laien eine wertvolle Hilfe sein.

*Willy Wetter*